Zwei Jahre Zuchthaus.

Criminal-Novelle von A. J. Anders.

(3. Fortsetzung.)

Einige Minuten freilich war sie trostlos, besonders in dem Gedanken an Marie, die nun so plötzlich ihres Glückes beraubt war. Dann aber faßte sie sich wieder, und die Hand der Weinenden ergreifend, sprach sie beruhigend:

„Weine nicht, Marie, die schlimme Zeit wird auch vorübergehen. Du weißt es am besten, Dein Vater ist einer schlechten Handlung nicht fähig, seine Unschuld wird sich herausstellen und dann werden die bösen Menschen, die Dich jetzt so schwer kränkten, ihr Unrecht einsehen. Bis dahin aber dürfen wir nicht verzagen, wenn wir nicht ganz untergehen wollen. Du bist ja in Handarbeiten sehr bewandert, es ist das eine leichte Arbeit, bei welcher ich Dir helfen kann, als wollen wir es damit versuchen. Freilich," fuhr sie fort, „werden wir damit nicht so viel erwerben, wie in der Fabrik, aber zur Noth wird's auch gehen und wer nicht immer Fleisch haben kann, der muß auch mit Brot zufrieden sein. Schon morgen will ich mich nach Arbeit umsehen und ich glaube bestimmt, daß ich Aufträge bringe."

Marie hatte die Thränen verdrängt, sie blickte fast heiter lächelnd auf ihre Mutter, aber gezwungen, denn in ihrem Herzen sah es wahrlich nicht heiter aus. Nach den bitteren Erfahrungen, die sie heute gemacht hatte, wußte sie ganz bestimmt, daß kein Mensch ihr Arbeit geben würde. Aber sie mochte der Mutter, die sie über Alles liebte, den wohlthuenden Trost nicht rauben.

Eine Zeit lang saßen Mutter und Tochter in Gedanken versunken neben einander, dann aber rafften sie sich gewaltsam auf, denn das Leben armer Leute ist eine Kette schwerer Pflichten, von denen nicht eine versäumt werden darf, wenn nicht als Strafe dafür die kümmerliche Existenz gefährdet sein soll.

Deshalb mußte Frau Freiwald, mußte Marie vergessen, und wenn auch das nicht, so doch wenigstens mit dem Andenken an den Ernährer, der ihnen so plötzlich entrissen war, die nöthige Thätigkeit verhindern, die ja auch wohlthuend und lindernd wirkt.

Zu thun hatten Beide noch genug, denn durch die am Morgen stattgefundene Haussuchung war in der kleinen Wirthschaft eine derartige Verwüstung angerichtet, daß sie mit Schrecken daran dachten, daß Jemand die Wohnung betreten könnte. So gingen sie denn daran, Alles wieder ordentlich und sauber herzurichten, und während dieser Arbeit theilten sie sich gegenseitig ihre Gedanken mit.

„Ob Gustav schon Alles weiß?" fragte Marie plötzlich, während sie die Fenstervorhänge ordnete.

„Wie sollte er davon wissen?" entgegnete Frau Freiwald. „Er muß ja schon früh zur Arbeit und hat nicht Zeit, sich vorher lange zu erzählen."

„Und doch glaube ich, daß er es schon erfahren hat," erwiderte Marie trübe, „wußte man es doch heute Morgen schon in der Fabrik, und ebenso gut wird man es auch in Gustavs Werkstatt erfahren haben. Ach, Mutter," fuhr sie fort, „ich darf gar nicht daran denken, wie er sich grämen wird, wenn er nun plötzlich alle unsere Hoffnungen vernichtet sieht."

Und dabei begann sie wiederum so heftig zu weinen, als ob der brennende Schmerz von Neuem mit voller Gewalt ihr Herz ergriffen hätte.

Unter mannigfaltiger Thätigkeit rückte endlich der Abend heran, nicht wie bisher stille Freuden verheißend, denn die Abendstunden, sonst durch beschauliches, friedliches Beisammensein gewürzt, hatten ja für die Unglücklichen allen Reiz verloren. Dennoch sahen sie der achten Stunde mit fieberhafter Spannung entgegen.

Um diese Zeit pflegte Gustav Hellwig regelmäßig zu kommen. Ob er auch heute kommen wird?

Marie zweifelte nicht daran, denn wenn auch die Noth in der Regel zunächst die guten Freunde vertreibt, Gustav's Liebe war zu rein, zu selbstlos, als daß Marie ihn einer so elenden That für fähig hielt. Sie hatte sich nicht getäuscht.

Kaum hatte die alte Schwarzwälderin durch hellen Schlag die achte Stunde verkündet, als Gustav eintrat. Doch nicht wie sonst heiter grüßend und Marie unter Scherzen umhalsend, sondern leise, scheu wie ein Missethäter, mit bleichem Antlitz, mit wirrem Haar, in ungeordneten Kleidern, kurz in einem Aufzug, wie sie den wackeren Arbeiter vordem nie gesehen hatte.

„Um des Himmelswillen, was ist Dir?" fragte Marie erschreckt, beim Anblick der gebrochenen Gestalt ihre eigenen Leiden vergessend, „sage mir, Gustav, was ist mit Dir vorgefallen? so habe ich Dich ja noch nie gesehen. Du kommst auch nicht von der Arbeit, man merkt es Dir an, bist Du denn krank?"

„Krank," erwiderte Gustav Hellwig, während er sich erschöpft niedersetzte. „Sehr krank, Marie, denn ich leide an einem heftigen Fieber, das mir in grauenhaften Phantasien die schrecklichsten Bilder zeigt. Doch nun, nein, es ist keine Phantasie, ich sehe es ja, es ist entsetzliche Wahrheit. „Marie?" fragte er mit leiser, jedoch vor Aufregung zitternder Stimme. „Sage mir, wo ist Dein Vater, Frau Freiwald, wo ist Ihr Mann. Ich sehe ihn nicht, also ist das Schreckliche wahr. Man hat ihn wegen Diebstahls verhaftet."

„Es ist wahr!" rief Marie unter Thränen, „aber, Gustav, glaube mir, er ist unschuldig. Du kennst ja den Vater, Du weißt es am Besten, daß er kein Dieb, daß er ein ehrlicher Mann ist. Du hast ja auch gestern selbst gehört, wie er zu dem Gelde gekommen ist, das ihn so schwer verdächtigt. Vielleicht morgen schon wird sich seine Unschuld herausstellen. Ja, man hätte ihn wohl gar nicht mitgenommen, wenn er mir und der Mutter nicht Schweigen geboten hätte, als der Polizist das Geld fand."

„Er hat Euch Schweigen geboten, wo doch Eure Aussage ihn von jedem Verdacht befreien konnte? Er hat selbst nicht gesagt, wo er das Geld her hat? O, Marie, Du gutes, unglückliches Mädchen, dann ist Dein Vater schuldig, dann ist es wahr, was man in der Stadt spricht. Er hat nicht in der Lotterie gewonnen. Er hat das Geld —"

„Halt ein, Gustav, um des Himmels Willen", unterbrach Marie den Verlobten. „O sprich Du wenigstens nicht das harte Wort aus, aus Deinem Munde klingt es ja doppelt herbe. Hoffe Du wenigstens, daß sich Alles aufklärt, denn würdest auch Du an des Vaters Schuld glauben, dann wärest Du für mich verloren und der Gedanke, Dir einst anzugehören, ist es ja allein, der mich aufrecht erhält."

„Mir angehören?" fragte Gustav mit dem Ausdruck tödtlicher Schwermuth. „Gieb den Gedanken auf, Marie, auch ich muß mich zwingen, ihn aufzugeben, denn auch mein Herz darüber bricht. Ich darf meine Hand nicht mehr nach dem Besitz eines so köstlichen Juwels ausstrecken, denn diese Hand, noch vor wenigen Stunden rein, ist vom Blut eines Nebenmenschen besudelt. Ich bin ein Geächteter, ein Flüchtiger — ein Mörder."

„Allmächtiger Gott!" riefen Marie und Frau Freiwald zugleich, mit stieren Blicken den jungen Arbeiter anstarrend, als glaubten sie, er habe den Verstand verloren.

Gustav Hellwig wußte ihre Blicke zu deuten. „Starret mich nicht so an," sprach er fast tonlos, „es ist so, wie ich sage, das Entsetzliche ist wahr; doch Ihr sollt Alles erfahren, denn vor Euch wenigstens will ich mich rechtfertigen, bevor ich diese Stadt verlasse. Ihr müßt mich hören, denn ich könnte den Gedanken nicht ertragen, daß Ihr mich für schlecht, für verworfen haltet."

Frau Freiwald und Marie hatten in den letzten vierundzwanzig Stunden so viel erfahren, daß ein neues Unglück sie kaum noch niederdrücken konnte. Ihr Thränenquell war versiegt, stumm und bleich saßen sie Gustav gegenüber, welcher in kurzen Worten ihnen den Streit in der Werkstatt und die unglücklichen Folgen desselben erzählte bis zu seiner Flucht. „Das Haus meines Meisters befindet sich," fuhr er fort, „wie Ihr wißt, unmittelbar am Thor. Ich eilte zum Thor hinaus und trieb mich den Tag über in dem nahe gelegenen Forst umher, in jedem Augenblick erwartend, daß mich die Verfolger aufgreifen würden. Aengstlich verbarg ich mich, wenn ich die Schritte eines Menschen vernahm und oft war es mir, als ob mich die Verfolger schon gefangen hätten. Aus so furchtbaren Phantasien schreckte mich dann wieder das Nahen irgend eines Menschen auf, und ich floh immer tiefer in den Forst hinein, achtete nicht darauf, daß ich durch den morastigen Boden watete, darauf, daß meine Kleider in den engen Sträuchern zerrissen. Ich war ja dem Gesetz verfallen, ich bin es noch, und wie man mich ins Gefängniß einliefert, darauf kann es doch nicht ankommen. Erst als es ganz finster war, schlich ich mich wieder zur Stadt hinein. Das Glück war mir günstig; ich erreichte, von keinem Menschen gesehen, meine Wohnung. Leise, wie ein Dieb, schlich ich die Treppen hinauf, ebenso leise öffnete ich auch die Thür zu meiner kleinen Kammer. Ich holte mir die geringe Summe, die ich mühsam erspart hatte. Sie war einst bestimmt, unseren kleinen Haushalt einzurichten, jetzt soll sie mir nur noch die Mitte zur Flucht ins Ausland gewähren. Weit hinaus übers Meer, da, wohin der Arm unserer Behörde nicht reicht, wo man den Mörder nicht dem Schaffot überliefert."

Ein lauter Aufschrei erleichterte das gefolterte Herz des unglücklichen Mädchens. Einen Moment blickte sie auf ihren Verlobten, wie rathlos, als wisse sie nicht was sie beginnen sollte, dann aber eilte sie zu dem Unglücklichen, umschlang ihn innig und weinte an seiner Brust — die Schuldlose an der Brust des Mörders.

Gustav Hellwig legte seine Hand wie segnend auf ihr reiches blondes Haar. Er empfand eine heilige Scheu, es war ihm, als dürfe er dieses reine Wesen nicht mehr umarmen, als würde ein Kuß von ihm die Geliebte entweihen.

„Ich wollte fliehen," sprach er, während Thränen in seinen Augen schimmerten, mit bewegter Stimme. „Doch noch einmal wollte ich Dich sehen. Du solltest mir sagen, daß Du mir verziehen hast und Du mußt mir ja verzeihen, denn was ich, hingerissen von gerechtem Zorn, begangen habe, ich that es ja nur, um Deine Ehre zu vertheidigen. Noch heute muß ich diese Stadt verlassen, die das Liebste, was ich auf Erden besitze, birgt. Aber, Marie, wenn auch Länder, Meere uns trennen, ich werde Dich nie vergessen, und jeder Augenblick der Erholung, der mir in meinem unstäten Leben wird, soll dem Andenken an Dich gewidmet sein."

Hoffnungsschimmer.

Drei Monate waren seit der Verhaftung Karl Freiwald's vergangen. Es war das eine lange, schwere Zeit für Marie und ihre Mutter, denn Alles zog sich von den Unglücklichen zurück. Beiden war ja das Brandmal der Schande aufgedrückt und da war es natürlich, daß sich Marie's Ahnung erfüllte.

Vergebens hatte sie im Verein mit der Mutter alle Geschäfte der Stadt besucht, um Arbeit bittend, doch kein Mensch mochte mit den Angehörigen des Zuchthaus-Candidaten zu thun haben.

Gustav Hellwig hatte die Stadt verlassen und somit war auch der Einzige, der vielleicht unter anderen Verhältnissen hin und wieder einen lichten Blick in das traurige Dunkel der Verzweiflung geworfen hätte, aus dem Freiwald'schen Hause geschieden.

Noch oft, ja fast täglich, dachten Marie und ihre Mutter an den braven Arbeiter, um so mehr, da sie nie vernommen hatten, daß überhaupt in der Werkstatt, in welcher er arbeitete, ein Mord geschehen sei. Wo sollten sie das auch erfahren? Sie lebten vollkommen abgeschlossen. Die meisten Menschen mieden ihre Gesellschaft und die wenigen, die nothgedrungen mit ihnen verkehren mußten, waren wohl zu zartfühlend, die Unglücklichen noch mehr zu kränken.

Aber traurig sah es in der kleinen Wohnung aus. Wenige Monate hatten unter den Habseligkeiten der Armen furchtbar aufgeräumt und nur die sorgfältigste Eigenheit konnte die drückende Noth, die der kleinen Wohnung herrschte, dem Uneingeweihten gegenüber noch etwas mildern. Der Schrank und die Kommode waren leer. Alle irgendwie entbehrlichen Kleider wie auch die Wäschestücke, welche die verschiedenen Kasten der Lade gefüllt hatten und zur Aussteuer Marie's bestimmt waren, mußten nach und nach den Weg ins Versatzamt antreten, wo sie für ein Sündengeld verpfändet wurden, das immer nur von einem Tag zum andern reichte.

Kisten und Kasten waren leer, nirgends eine Aussicht auf Erwerb, Mutter und Tochter dem unrettbaren Verderben preisgegeben.

Da war es kein Wunder, daß Beide sich der Verzweiflung hingaben und wenn noch ein Gedanke sie aufrecht erhielt, so war es der, daß in wenigen Tagen der Audienz-Termin Carl Freiwalds stattfinden mußte, der vielleicht seine Befreiung zur Folge hatte.

Auch Frau Freiwald und Marie waren wiederholt vom Untersuchungsrichter vernommen worden. Sie hätten ihre Aussage freilich verweigern können, indessen sie machten von diesem Recht keinen Gebrauch, sie sagten aus, was sie wußten, glaubten sie doch dadurch den Vater, den Gatten zu erlösen.

Sie glaubten nicht an seine Schuld, und wenn er ihnen auch in jener unglücklichen Stunde, da er von ihnen gerissen wurde, Schweigen anbefahl, sie mochten nicht schweigen, wo es sich um die Befreiung des geliebten Vaters und Gatten handelte. Aber jedesmal, wenn sie von dem Lotterriegewinn sprachen, wurden sie vom Richter in strenger Weise zur Ruhe gewiesen.

Sie baten endlich darum, daß man ihnen gestattete, Herrn Freiwald ohne Zeugen zu sprechen. Daß derselbe keinen Lotteriegewinn gemacht hatte, war ihnen leider auch klar geworden. Es mußte also irgend ein Geheimniß obwalten, dessen Schleier nur Freiwald allein lüften konnte. Deshalb wollten sie ihn beschwören, ihnen zu Liebe die Wahrheit zu sagen, ohne Rücksicht darauf, daß sein Geständniß vielleicht einen Anderen gefährdet.

Ihr Wunsch aber, den Gefangenen ohne Zeugen zu sprechen, konnte, so lange sich Herr Freiwald in Untersuchung befand, nicht erfüllt werden; und so sahen sie denn dem nahenden Audienz-Termin mit fieberhafter Spannung entgegen.

In ihren Augen war Freiwald unschuldig. Unmöglich konnte derselbe in Schweigen verharren, wo es sich um seine Ehre, um seine Freiheit, um das Wohl von Weib und Kind handelte.

Niedergeschlagen saßen Mutter und Tochter bei einander, sie hatten ja keine Beschäftigung; das Feuer auf dem Heerd brannte nur noch selten. Auch heute brannte es nicht.

Die in der Nähe belegene Fabrik wurde eben der Mittagsstunde halber geschlossen.

Marie trat an das Fenster, sie sah Hunderte ihrer früheren Gefährtinnen in traulichem Geplauder über die Straße eilen, um sich nach stundenlanger Arbeit daheim an einer spärlichen Kost zu laben.

Für Marie und ihre Mutter gab's heute kein Mittagsbrot. Das letzte Geld war aufgezehrt, und wenn es so fortging, wenn nicht Rettung kam, wurden sie vielleicht in wenigen Tagen von dem Wirth, dem sie den Miethszins für zwei Monate schuldeten, aus der Wohnung gewiesen.

Die Armen, sie nannten das hart, sie nannten es unchristlich, während es doch nur praktisch war. Und dennoch verdrängte die augenblickliche Noth wenigstens für kurze Zeit den Gedanken an die Gefahr, die ihnen in wenigen Tagen bevorstand. Der Körper verlangt sein Recht. Das fühlten auch die Unglücklichen, die vom quälendsten Hunger gefoltert wurden.

„Marie," nahm Frau Freiwald, nachdem sie ihre Tochter wohl minutenlang kummervoll angeblickt hatte, das Wort, „es hilft nichts, wir müssen uns von dem Letzten trennen. Nimm meinen Trauring und bringe ihn nach dem Versatzamt. Er hat einst viel Geld gekostet. Ich glaube auch nicht, daß ich mich je von dem Ringe werde trennen müssen, aber heut muß es sein, aber ich opfere ihn ja nur, um Dir, mein Kind, das Leben zu erhalten."

Sie zog bei diesen Worten den goldenen Reif vom Finger, während Marie bei diesem Anblick heftig zu weinen begann.

„Geh jetzt," fuhr Frau Freiwald fort, „die Arbeiter sind zu Tisch, da wirst Du von Niemanden gesehen. Sechs Mark werden sie wohl auf den Ring geben. Das reicht dann wieder für eine Zeit lang aus, und bis dahin müssen wir ja Arbeit finden."

Marie hatte betrübt auf die Worte der Mutter gehört. Schon streckte sie die Hand aus, um das einzige Kleinod, das ein Pfand unendlicher Liebe sein sollte, von der Mutter entgegenzunehmen, als an der Thür des Zimmers geklopft wurde. Gleich darauf öffnete sich dieselbe, und ein elegant gekleideter junger Herr betrat die dürftige Wohnung.

„Sie entschuldigen, Frau Freiwald," nahm der junge Mann das Wort, „daß ich so frei bin, Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen, indessen ich hielt es für Pflicht, da ich von dem schweren Unglück hörte, daß Sie und Ihr Fräulein Tochter betroffen hat. Da ich nun in der glücklichen Lage bin, Ihnen helfen zu können—"

Der junge Mann wurde von Frau Freiwald unterbrochen.

„Mein Herr," sprach dieselbe „ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen und wenn ich es loben muß, daß Sie uns im Gegensatz zu Anderen Theilnahme schenken, so darf ich eine Unterstützung von Ihnen nicht annehmen. Gewiß haben wir im Augenblick schwer zu kämpfen, doch wir können ja noch arbeiten und werden daher die kurze Zeit, bis wir wieder Beschäftigung finden, auch ohne fremde Unterstützung durchkommen."

„Sie verstehen mich falsch, Frau Freiwald," erwiderte der junge Herr in bescheidenem Tone. „Es liegt mir fern, Sie beleidigen zu wollen, ebenso wenig aber will ich Ihnen eine Unterstützung anbieten, sondern nur das, was Sie mit Recht zu fordern haben. Meine Mittheilung besteht in wenigen Worten, und ich möchte mich nicht länger hier aufhalten. Sie wissen, ein junges Mädchen ist leicht Verdächtigungen ausgesetzt und ich will Sie wahrlich nicht noch unglücklicher machen, indem ich durch meinen Besuch in das Gerede der Leute bringe. Ich kam deshalb auch am Tage, trotzdem meine Zeit den Tag über sehr in Anspruch genommen ist. Doch gestatten Sie mir, Ihnen mitzutheilen, weshalb ich Sie aufsuche. Sie waren bis vor wenigen Monaten in der Reder'schen Fabrik thätig," fuhr er fort, sich an Marie wendend, „das hörte ich gestern, als man von Ihrem Vater sprach, über dessen Schuld oder Nichtschuld ich ja nicht entscheiden kann, wie ich überhaupt von der unglücklichen Affaire erst gestern Abend Näheres erfahren habe, da ich nahe an zwei Monate auf Reisen war. Ich hörte nun unter Anderem, daß man Sie in der Fabrik ohne Weiteres entlassen hat. Ich erfuhr das durch ein Fräulein von Seldern. Diese Dame interessirt sich, wie es schien, lebhaft für Sie, sie erzählte mir die Umstände Ihrer Entlassung, sagte mir auch, daß sie Sie in Zukunft beschäftigen wolle. Es wird also an Ihnen liegen, die Dame, deren Karte ich Ihnen übergebe, aufzusuchen und von ihr den Auftrag in Empfang zu nehmen. Das aber ist es nicht allein, was mich herführt, sondern vielmehr der Umstand, daß ich in der glücklichen Lage war, ein schweres Unrecht gut zu machen, das man Ihnen zufügte."

„Mir?" fragte Marie zögend, während sie die elegante Visitenkarte des Fräulein v. Seldern, die der junge Herr übergeben, betrachtete.

„Ja, Ihnen, und ich will Sie sogleich darüber aufklären. Sie waren in der Reder'schen Fabrik mit vierteljährlicher Kündigung engagirt. Sie durften also, wenn Sie sich nichts zu Schulden kommen ließen, nicht ohne Weiteres entlassen werden, oder der Arbeitgeber mußte Ihnen das volle Gehalt für ein Vierteljahr auszahlen. Als ich gestern Ihre Geschichte hörte, begab ich mich zum Commerzienrath Reder, mit dem mein Papa befreundet ist und erzählte demselben, so weit mir bekannt, von Ihrem Mißgeschick. Ich hatte eigentlich vor, den Herrn mit Vorwürfen zu überhäufen, indessen ich kam nicht dazu, denn er betheuerte mir, daß er von dem ganzen Vorfalle nichts wisse, schalt das Benehmen seines Werkmeisters ehrlos und läßt Ihnen nun durch mich sagen, daß Sie bereits morgen früh die Arbeit wieder aufnehmen können und daß der Kassirer angewiesen ist, Ihnen sofort, also noch heute, den vollen Lohn für acht Wochen auszuzahlen. Nun ist mein Auftrag erledigt."

Noch ehe Beide etwas erwidern konnten, hatte der junge Herr die kleine Wohnung verlassen, wohl nur um den Dankesworten der armen Menschen auszuweichen.

Eine Stunde später stand Marie in dem Comptoir der Fabrik. Aengstlich, zögernd nur hatte sie die bekannten Räume betreten. Sie war ja nicht sicher, ob sich Alles so verhielt, wie ihr gesagt worden. Doch es war so, der junge Mann hatte sie nicht getäuscht. Derselbe Buchhalter, der die Unglückliche einst herzlos hinausstieß, kam ihr heute freundlich entgegen, zahlte ihr 72 Mark, den Lohn für acht Arbeitswochen aus und fügte hinzu, daß es Allen in der Fabrik leid thäte, sie gekränkt zu haben. Auch heute verließ Marie das Comptoir unter Thränen, aber es waren Freudenthränen, denn so glücklich hatte sie sich seit Wochen nicht gefühlt.

Vor den Geschworenen.

Carl Freiwald stand vor den Geschworenen. Seine Angelegenheit war in L. noch bei Allen in frischer Erinnerung, der Fall selbst hatte zur Zeit in der ganzen Stadt gerechtes Aufsehen erregt; da war es denn kein Wunder, daß die Zuhörertribüne überfüllt war.

Als Freiwald auf der Anklagebank erschien, herrschte im Saal tiefe Stille. Nur von außen her hörte man unterdrücktes Schluchzen, doch kein Mensch fragte, woher das käme. Ein Jeder wußte es. Die Frau und die Tochter des Verbrechers waren es, die ihn jetzt nach langer Trennung zum ersten Male wiedergesehen hatten.

Bleich und angegriffen nahm Freiwald auf der Anklagebank Platz, mit einem flüchtigen Blick streifte er die Versammlung, dann schlug er die Augen nieder. Er wagte nicht mehr aufzuschauen.

Die Verhandlung schien übrigens für alle Richter und Geschworene einen sehr leichten Verlauf zu nehmen. Nur der Vertheidiger hatte einen schweren Stand, da mehreren Belastungszeugen gegenüber kein einziger Entlastungszeuge aufzutreiben war.

Der Buchhalter des Commerzienrathes Körner wurde, nachdem das Verhör des Angeklagten geschlossen war, zuerst vernommen. Er sagte aus, was der Leser bereits weiß. Daß er am Abend bei Schluß des Comptoirs, wie es oft zu geschehen pflegte, dem Angeklagten die Schlüssel zum Geldschrank übergeben habe, um sie seinem Chef zu überbringen. Bei der Entdeckung des Diebstahls, die durch einen Zufall wenige Stunden nach Schluß der Fabrik stattfand, sei er nicht zugegen gewesen. Im Uebrigen hätte er den Angeklagten für einen Mann gehalten, der zu einer solchen That nie fähig sei.

Es folgten nun die Arbeiter, welche Freiwald am Abend der That mit Speisen und Getränken regalirt und außerdem mit Geld beschenkt hatte. Auch ihnen war die Freigebigkeit ihres Kameraden aufgefallen, doch war jeder Verdacht bei ihnen sofort beseitigt, als sie vernahmen, daß Freiwald in der Lotterie gewonnen habe.

Der Kriminal-Commissarius Frey sagte der Wahrheit gemäß aus, daß sich der Angeklagte gelegentlich der ersten Recherchen durch Widersprüche und Lügen so verdächtig gemacht habe, daß er zu seiner Verhaftung schreiten mußte.

Damit war das Zeugenverhör beendet und der Staatsanwalt, der wohl nie vorher einen so geebneten Boden für seine Anklage gefunden hatte, nahm das Wort zum Plaidoyer, und wies darauf hin, daß nebst 5000 Mark auch ein, für den Commerzienrath werthvolles Document gestohlen wurde.

Der Angeklagte hatte auf das Plaidoyer des Staatsanwaltes keinerlei Antwort, mit gesenkten Blicken saß er auf der Anklagebank, nur hin und wieder während des Vortrages zuckte seine kräftige Gestalt plötzlich auf, wogte die stark gewölbte Brust sichtlich, erhob er sich plötzlich, als wolle er dem Redner das Wort abschneiden, gleich darauf aber sank er wie kraftlos und gebrochen auf seinen Platz nieder.

Wiederum herrschte tiefe Stille in dem von Menschen gefüllten Saal. Aller Augen waren auf den Angeklagten gerichtet, der unter der Wucht der erdrückenden Beweise zusammengebrochen, den, das fühlte man, auch der glänzendste Vertheidiger nicht seinem wohlverdienten Geschick, herber, entehrender Zuchthausstrafe, entreißen konnte.

Der Vertheidiger, sonst ein geistvoller Redner, fühlte, daß der Vertheidigung jede Basis genommen war. Er sprach daher nur wenige Worte und plaidirte für Milderungsgründe.

Mit Freiwald war eine sichtbare Veränderung vorgegangen. Kaum hatte der Vertheidiger seine Rede beendet, als er sich erhob und den Präsidenten darum ersuchte, ihm das Wort zu ertheilen. Derselbe that es.

„Ich will Alles gestehen, hoher Gerichtshof," begann Freiwald mit vibrirender Stimme, die hervordringenden Thränen gewaltsam zurückhaltend.

„Sprechen Sie," erwiderte der Präsident kurz.

Freiwald begann:

„Ich habe bis jetzt geschwiegen, weil ich mich an mein Wort gebunden glaubte. Ich wollte das Schwerste erdulden, um nicht wortbrüchig zu werden. Als aber mein Herr Vertheidiger eben darauf hinwies, daß auch meine Frau und Tochter durch mein Schweigen unglücklich würden, da beschloß ich die Wahrheit zu sagen, um so wenigstens die mir theuren Angehörigen vor Schimpf und Schande zu bewahren. Ich habe bisher über die Person des fremden Mannes, mit dem ich an jenem Abend in einem Local gesehen wurde, geschwiegen. Jetzt will ich dessen Namen nennen. Es war ein gewisser Gerold, dem ich vor Jahren, in besseren Zeiten, zweitausend Mark geliehen hatte und der, nach L. zurückgekehrt, mich aufsuchte, um mir das Geld zurückzuzahlen. Er gab mir aber nicht nur zweitausend, sondern fünftausend Mark, um mich dadurch für die durch seine Untreue mir erwachsenen Sorgen zu entschädigen. Gleichzeitig nahm mir derselbe das Wort ab, über seine Person zu schweigen, da er von der russischen Behörde wegen Betheiligung an terroristischen Umtrieben verfolgt werde und ein Verrath ihm lebenslängliche Verbannung eintragen oder das Leben kosten würde. Deshalb, hoher Gerichtshof, hielt ich mich an mein Wort gebunden, um so mehr, da ich ja nichts Unerlaubtes begangen hatte."

Frei, wie von einer großen Last entbunden, blickte er nach diesen Worten im Saale umher. Schon erhob sich der Vertheidiger, um auf Grund dieser Aussage die Vertagung des Termins zu beantragen. Doch der Gerichtshof gab, in Folge der juristisch motivirten Gegenrede des Staatsanwalts, dem Antrage keine Folge.

Nach einem kurzen Resume seitens des Präsidenten zogen sich die Geschworenen zurück. Nach wenigen Minuten traten sie wieder in den Saal und ihr Verdict lautete: „Ja, der Angeklagte ist schuldig mit allen in der Frage erhaltenen Umständen, mit mehr, als sieben Stimmen," und bezüglich der Zusatzfrage: „Nein, es sind keine mildernde Umstände vorhanden."

Gleich darauf wurde der Angeklagte, der während der Berathung der Geschworenen den Gerichtssaal verlassen mußte, wieder hereingeführt. Als er den Spruch der Geschworenen vernahm, wich alle Farbe aus seinem Gesicht. Es war, als ob er plötzlich jede Spur von Lebensthätigkeit verloren hätte. In kurzen Worten stellte der Staatsanwalt den Strafantrag, noch einmal zog sich der Gerichtshof zurück und als er nach wenigen Minuten wieder in den Saal kam, verkündete der Präsident das Urtheil. Dasselbe lautete auf zwei Jahre Zuchthaus, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf gleiche Dauer und Tragung der Kosten des Verfahrens seitens des Angeklagten.

Auf die Frage des Präsidenten, ob der Angeklagte noch etwas anzuführen hätte, rang es sich nur mühsam zwischen seinen Lippen hervor:

„Ich bin unschuldig."

Gleich darauf verließen die Anwesenden den Saal. Als sie die breiten Treppen hinuntereilten, vernahmen sie das Jammern der Frau und der Tochter des Verurtheilten, die noch einmal auf wenige Minuten den Vater sehen konnten, bevor er die wohlverdiente Strafe antrat.

Eine Freundin in der Noth.

Mehrere Monate waren bereits seit der Verurtheilung Freiwald's vergangen, die Angelegenheit war längst vergessen und durch andere Ereignisse verdrängt worden.

Kein Mensch dachte mehr an den Arbeiter, der weit von seiner Heimath in einer Strafanstalt für das begangene Verbrechen büßte. Die Einzigen, die ihm ein liebevolles Andenken bewahrten, waren Frau und Tochter. Aber sonderbar, wie oft das Schicksal im Menschenleben das Unrecht des Zufalls in Etwas lindert, so war es auch hier.

Die Noth und Entbehrung waren aus der Freiwaldschen Wohnung gewichen, der Schrank, einst seines ganzen Inhalts beraubt, hatte sich wieder gefüllt, auch die Wäschelade zeigte wieder einen reichen Vorrath von weißem Linnen, ja Frau Freiwald konnte sogar über einen Nothgroschen verfügen, aus einer Summe bestehend, so groß, daß sie wohl einen Monat und darüber davon leben konnte, wenn anders es einmal an regelrechtem Erwerb fehlte. Und dennoch ging das Alles ganz natürlich zu. In der Absicht, Marie für die erlittene Unbill zu entschädigen, bekam sie vom Werkmeister der Fabrik seit Wochen die lohnendste Arbeit und wurde sogar bald darauf zur Aufseherin in ihrem Arbeitssaal ernannt, wodurch sich ihr Lohn verdoppelte. Ja, an jedem Lohntage erhielt sie noch eine Extrazulage, wie es hieß, von dem Herrn Commercienrath, den das Bestreben, die Mutter zu unterstützen, dazu veranlaßte.

Außerdem aber hatte Marie von Fräulein von Seldern häufig Arbeiten erhalten, welche glänzend honorirt wurden. Da war es erklärlich, daß die kleine Wohnung der armen Leute jetzt an Stelle der früheren Noth einen gewissen Wohlstand zeigte.

Auch heute war Marie wieder nach Schluß der Fabrik zu Fräulein von Seldern gegangen, bei der sie sich nach kurzem Verkehr so wohl fühlte, daß sie die Stunden, die sie daselbst verbrachte, zu den glücklichsten zählte. Fräulein von Seldern und Marie befanden sich allein. Doch wer die Beiden zusammen sah, fühlte auf den ersten Blick, daß sie wohl nie dauernd harmoniren konnten, daß seltsame Umstände sie zusammengeführt hatten und daß es nur noch eines äußeren Anlasses bedurfte, um das anscheinend so vertraute Band der Freundschaft zu lösen.

Nicht das gegenseitige Benehmen deutete darauf, denn das stolze, von Pracht und ausgewähltem Luxus umgebene Fräulein von Seldern behandelte die Arbeiterin wie ihresgleichen, während Marie der vornehmen Dame volles, unbegränztes Vertrauen entgegenbrachte. Ein anderer Umstand war es vielmehr, der sofort verrieth, daß nur ganz eigenthümliche Verhältnisse eine Annäherung dieser Personen ermöglicht hatten.

Aus den schönen Zügen des Fräulein v. Seldern sprachen in jedem Augenblick, wo sie sich von Marie unbeachtet glaubte, List und Berechnung, die schlecht mit dem einfachen, harmlosen Wesen der armen Arbeiterin harmonirten.

Fräulein v. Seldern hatte Marie eben einen neuen Auftrag ertheilt, sie hatte ihr die Ausführung einer kunstvollen Seidenstickerei übertragen und Marie, glücklich, in der Hoffnung, dieselbe zur Zufriedenheit zu fertigen und einen guten Lohn für ihre Bemühung zu erhalten, wollte eben das Zimmer verlassen, als sie durch Fräulein von Seldern zurückgehalten wurde.

„Bleiben Sie, Marie," sprach dieselbe, „wir sind heute ungestört und ich habe schon lange eine Gelegenheit herbeigesehnt, einmal mit Ihnen ungestört plaudern zu können."

„Mit mir, gnädiges Fräulein?" fragte Marie betroffen. „O, scherzen Sie doch nicht, was könnten Sie mit mir einfachem Mädchen zu plaudern haben? Außerdem ist es ja auch heut schon spät und ich muß nach Hause, denn die Mutter wird sicher über mein langes Ausbleiben besorgt sein." Mit diesen Worten wollte sich Marie entfernen.

„Nein, heute kommen Sie mir nicht eher fort" erwiderte Fräulein von Seldern, bis ich alles das herunter habe, was ich Ihnen schon lange sagen wollte, doch will ich Sie nicht lange peinigen und schnell auf mein Ziel losgehen. Also beantworten Sie mir eine Frage. Wie ich nach Ihren Arbeiten urtheilen kann, sind Sie im Stande, auf leichtere, angenehmere Arbeit Ihr Brot zu verdienen, als in der Fabrik, wäre es Ihnen nun nicht angenehm, die Arbeit daselbst ganz aufzugeben und sich nur in der Weise, wie bisher für mich zu beschäftigen?"

Marie blickte tief erröthend zu Boden. „Gnädiges Fräulein," erwiderte sie, „ich darf Ihnen wohl nicht erst sagen, aus welchem Grunde es mir schwer wird, genügend Arbeit zu erhalten, denn als ich vor Monaten fast von Haus zu Haus wanderte, um Beschäftigung zu suchen, da wurde mir überall die Thür gewiesen, nur Sie allein waren es, die mir, von Mitgefühl beseelt, Arbeit anboten. Es wäre also Unrecht von mir, wollte ich den sicheren Erwerb in der Fabrik aufgeben, um auf meine Fertigkeit in Handarbeiten pochend, mich vielleicht aufs Neue Gefahren auszusetzen. Außerdem habe ich jetzt in der Fabrik die Stelle einer Aufseherin, die bei geringer Arbeit sehr lohnend ist, und es wird mir von meinem Vorgesetzten so viel Rücksicht entgegengetragen, daß ich keinen Grund sehe, die mir jetzt lieb gewordene Stelle mit einer anderen zu vertauschen."

„Sie sind eine Närrin," erwiderte Fräulein von Seldern, das reiche blonde Haar Mariens liebreich streichelnd, „und im Stande, durch Ihre Bescheidenheit jede Chance, die Ihnen geboten wird, selbst zu beseitigen. Wie nun, wenn ich Sie bitten würde, zu mir zu ziehen, als Gesellschafterin bei mir zu leben, unter der Bedingung natürlich, daß ich Ihnen einen Jahresgehalt sichere, der Sie vollständig für den Verlust in der Fabrik entschädigt."

„Zu Ihnen, gnädiges Fräulein?" fragte Marie betroffen, „ja, was soll dann aus der Mutter werden? Dieselbe ist alt und kränklich, ich kann sie unmöglich sich allein überlassen."

„Ha, ha," lachte Fräulein von Seldern, „sehen Sie denn nicht ein, liebes Kind, daß Ihre Mutter gern bereit sein wird, Ihre Gesellschaft zu entbehren, wenn sie weiß, daß sie dadurch das Glück ihrer Tochter fördert, und außerdem würde ich der Mutter in diesem Falle in einer gewissenhaften Person, die sie selbst wählen könnte, einen Ersatz bieten."

„Das ist ganz gut, gnädiges Fräulein," erwiderte Marie verlegen, „doch ich begreife in der That nicht, was Sie dazu veranlaßt — ich bin ja nur ein einfaches Mädchen — ohne jede gesellschaftliche Bildung — mir gehen alle die Künste und Fertigkeiten einer vornehmen Dame ab, ich würde Sie vielleicht bei der ersten Gelegenheit compromittiren, ich begreife also in der That nicht — ja, daß ich es nur gerade heraussage, ich würde mich in der vornehmen Umgebung auf die Dauer nur unbehaglich fühlen — und darum bitte ich Sie, gnädiges Fräulein, entziehen Sie mir Ihre Gunst nicht, aber verlangen Sie auch nicht von mir, daß ich mein einfaches, ärmliches Heim plötzlich mit einem Palast vertauschen soll. Ich bin ja nur das Kind eines armen Arbeiters, wie sollte ich mich denn hier wohl fühlen."

„Ei, kleiner Schatz," rief Fräulein von Seldern schelmisch, „das ist gerade keine Schmeichelei, die Sie mir da sagen. So gilt Ihnen also meine Freundschaft gar nichts?"

„O, gewiß, gewiß!" rief Marie, aufs Neue erröthend, „Sie glauben nicht, gnädiges Fräulein, wie ich Sie liebe und verehre, wie dankbar ich Ihnen dafür bin, daß Sie sich meiner annahmen zu einer Zeit, wo Alles mich verachtete, Alles meinen Umgang mied. Das werde ich gewiß nie vergessen, und doch, wenn ich daran denke, die Mutter zu verlassen, zieht's mir das Herz zusammen, denn es ist mir, als wollte ich das schwerste Verbrechen begehen."

„Sieh', sieh'", erwiderte Fräulein von Seldern, anscheinend verletzt, ich fange immer mehr an zu begreifen, daß Sie, liebes Kind, noch nie eine aufrichtige Freundin hatten, sonst müßten Sie wissen, daß man der Freundschaft Opfer zu bringen verpflichtet ist. Und würden Sie dann, wenn ich die grausame Verpflichtung, bei mir zu wohnen, fallen lasse, die Arbeit in der Fabrik aufgeben, vorausgesetzt, daß ich Sie durch andere, bessere Arbeiten entschädige?"

„Dann gewiß!" rief Marie freudig mit leuchtenden Blicken. „Ich will es Ihnen nur sagen, gnädiges Fräulein, es gefällt mir hier so schön, Sie sind mir gegenüber so liebevoll, daß ich immer hier bleiben möchte, wenn ich nicht die gute Mutter hätte, der ich doch keinen Gram verursachen darf."

„Nun gut, ich acceptire Ihre Bedingungen. Es ist heute Sonnabend, wo ja wohl in den Fabriken Abrechnung stattfindet, mithin die beste Gelegenheit, Ihr Vorhaben auszuführen. Den verdienten Lohn haben Sie erhalten und von künftiger Woche gehören Sie mir an. Das heißt, Sie kommen des Morgens zu mir und bleiben bis zum Abend in meiner Gesellschaft, für welch' lästige Pflicht ich Ihnen monatlich hundertfünfzig Mark zahle."

„Hundertfünfzig Mark?" fragte Marie staunend, „ja, womit sollte ich denn so viel Geld verdienen?"

„Womit? fragen Sie!" rief Fräulein von Seldern lachend, „da sieht man doch gleich, daß Sie mich in Ihrer Gutmüthigkeit verkannt haben. Sie werden mich aber noch kennen lernen," fügte sie hinzu. Ich bin der geborene Plagegeist Aller, die in meine Umgebung gerathen. Kein Mensch kann mir zu Dank oder genug arbeiten. Ich keife, ich schmolle, ich bin kindisch, putzsüchtig — kurz, ich habe noch keinen Menschen gefunden, der sich auch nur eine Stunde in meiner Umgebung behaglich fühlte."

Ein helles Lachen Marie's unterbrach diese originelle Schilderung. „Nein, nein!" rief sie, „daran glaube ich nicht, gnädiges Fräulein, ich weiß ja, daß Sie die Güte und Nachsicht selbst sind und kann daher das, was Sie mir eben sagten, nicht für wahr halten. Zum Beweis dessen nehmen Sie hier meine Hand, ich werde mich am Montag früh pünktlich einstellen, um meine Function anzutreten. Doch jetzt, gnädiges Fräulein, erlauben Sie wohl, daß ich nach Hause gehen darf, denn es ist ja bereits in der zehnten Stunde und die Mutter befindet sich, wie ich schon sagte, in großer Sorge um mein langes Ausbleiben."

Nach einem kurzen, flüchtigen Gruß eilte sie davon.

Fräulein von Seldern befand sich allein.

„Ein seltenes Naturkind," sprach sie für sich „und fast könnte es mir leid thun, mitzuwirken daran, sie ihren unschuldigen Anschauungen zu entreißen. Doch es muß sein, wenn ich nicht meine eigene Existenz gefährden will, die ja auch nur eigentlich eine erborgte ist, da ich nur noch von der Gunst dieses eitlen Gecken abhänge. Zeigte diese Kleine sich seinen Wünschen geneigt, dann wird er wieder zu mir zurückkehren, denn mit der Zeit möchte ihm diese kleine Tugendheldin, die in ihrer Unschuld jedes Wort für baare Münze nimmt, lästig fallen."

Nach diesen Worten ließ sie sich an dem zierlichen Schreibtisch nieder, warf wenige Worte auf einen parfümirten Briefbogen, that denselben in ein Couvert, welches sie schloß und klingelte dann dem Diener, der das Billet trotz der späten Stunde noch zur Post befördern mußte.

* * *

Vierzehn Tagen waren seit jenem Abend verflossen. Marie befand sich in dem Hause ihrer Wohlthäterin und sie wünschte sich kein besseres Asyl, denn Fräulein von Seldern überhäufte sie mit Liebenswürdigkeiten, so daß das arme Mädchen und ihre Mutter nicht genug die Güte und das Wohlwollen der edlen Gönnerin preisen konnten.

Marie hatte auf dringendes Bitten des Fräulein v. Seldern ihre einfache Toilette mit einer überaus glänzenden vertauscht, und die eng anliegende Seidenrobe ließ ihre Gestalt nur noch vortheilhafter erscheinen.

Nach schweren Kämpfen hatte sie sich selbst dazu verstanden, ihr reiches, goldblondes Haar den Künsten einer Friseuse anzutrauen und wenn sie sich auch allen den ungewohnten Dingen gegenüber nicht behaglich fühlte, so tröstete sie sich doch damit, daß Fräulein v. Seldern es gut mit ihr meine und nur ihr Bestes wolle. Den Grund dafür konnte sie sich freilich nicht erklären, doch sie glaubte denselben auf eine Sympathie zurückzuführen, wie sie ja oft ein Mensch dem anderen unwillkürlich entgegenträgt.

In diesem Gedanken hatte sie sich bisher beruhigt, sie sollte plotzlich eines Anderen belehrt werden.

Es war bereits spät am Abend, Marie schickte sich an, das Haus der Wohlthäterin für heute zu verlassen, als Fräulein v. Seldern sie bat, noch etwas zu verweilen. Gern kam Marie dieser Aufforderung nach und nahm wieder an der Seite ihrer Gönnerin Platz.

„Liebes Kind," sprach diese, nachdem sie anscheinend verlegen nach Worten gesucht hatte, plötzlich: „Sie wollten mir immer einmal von Ihrer jüngsten Vergangenheit erzählen, und da ich heute Langeweile verspüre, so wäre es die beste Gelegenheit, Ihr Versprechen wahr zu machen."

„Es ist da eigentlich nicht viel zu erzählen, gnädiges Fräulein", erwiderte Marie, „das Leben der Arbeiterinnen ist so ziemlich in allen Fabriken gleich. Auch ich habe die Bitterkeit desselben genügend durchkostet und wenn ich mich in der letzten Zeit kurz bevor ich in ihr Haus kam, trotzdem glücklich fühlte, so lag das daran, weil ich nicht allein einen für meine Verhältnisse sehr guten Verdienst hatte, sondern auch mit einer Rücksicht behandelt wurde, die man sonst einer Arbeiterin nicht entgegenzutragen pflegt."

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Die Heidelbeere, Blau-, Schwarz-, Bruch-, Bickbeere, huckleberry, vaccinium myrtillus, steht bei den Feinschmeckern nicht in besonderer Gunst, ist auch weder besonders wohlschmeckend noch nahrhaft, aber doch ist sie in mehr als einer Beziehung die eigentliche Beere für die Massen. Kultivirt — wie dies z. B. hinsichtlich der Preißelbeere oder Kronsbeere, cranberry, v. macrocarpum — aus derselben Familie geschieht, — wird diese Frucht nicht und es könnte daher zweifelhaft erscheinen, ob dieselbe zur Besprechung an einer Stelle sich eignet, die speziell landwirthschaftlichen Angelegenheiten gewidmet ist, die Heidelbeere greift jedoch so mächtig in das Leben der Leute auf dem platten Lande ein, ihre Einsammlung und Verwerthung berührt die ländlichen Arbeiter mit ihren Frauen und Kindern so direkt, daß die Tochter des Waldes und der Haide neben anspruchsvolleren Boden-Erzeugnissen besprochen werden mag.

Jetzt ist die Zeit der Ernte und in den bergigen Theilen von New Jersey, New York und Pennsylvanien finden tausende von Familien bei dem Einsammeln der Beeren lohnenden Verdienst. Jeden Tag ziehen schon vor Sonnenaufgang Männer, Frauen und Kinder in die Berge. Im Laufe der Jahre sind nach den besten Fundplätzen förmliche Pfade ausgetreten worden. Auf diese Pfade brennt später die Sonne herab und die Leute würden, brächen sie nicht möglichst früh auf, schon matt und marode an den Plätzen ankommen, an denen die eigentliche Arbeit erst beginnt. Die Berge, an deren Abhängen die Beeren am besten gedeihen, sind meist 600—1000 Fuß hoch und häufig nur mühsam und auf Umwegen zu erklimmen. Die Beere gedeiht auch im Walde, so massenhaft aber, daß ihre Einsammlung guten Verdienst abwirft, nur an Bergwänden, welche nicht den mindesten Schatten bieten. In der Nähe giebt es immer kühle Plätzchen und fast immer sprudelnde Quellen, aber nur während der hastigen und einfachen Mahlzeiten pflegen die Leute dort kurzer Erholung. Sonst heißt es arbeiten, unausgesetzt und geschickt arbeiten, denn auch das Beerenpflücken erfordert Uebung und eine gewisse Kunstfertigkeit. Mann, Frau oder Kind halten ein breites, aber seichtes Blechgefäß mit der Linken unter die mit Beeren belasteten Zweige und strippen letztere dann mit der Rechten in der Weise ab, daß Beeren, Blätter und dürre Zweige gemeinschaftlich in die untergehaltenen Gefäße fallen. Der Inhalt der letzteren wird dann über ein schräg geneigtes, an den Seiten mit vorstehenden Leisten versehenes Brett geleitet, nur die Beeren passiren dasselbe, während Blätter und Zweige zurückbleiben, und aus dem Korbe, in welchen die Beeren rollen, werden dieselben schließlich in größere Körbe und Kästen gesammelt. In Deutschland werden die Heidel- und die Preißel-Beeren „gekämmt", d. h. mittels kammähnlicher hölzerner Werkzeuge von den Zweigen getrennt.

Am Abend kehren die fleißigen und ermüdeten Menschen zurück. Männer und Frauen haben hölzerne Kästen mit Beeren an Tragbändern auf den Rücken befestigt, balanciren runde Körbe, über welche die säuerlich-süße Frucht sich kegelförmig wölbt, auf den Köpfen und tragen kleine Körbe in jeder Hand. Die Kinder trippeln ebenfalls mit kleineren Körben in den Händchen nebenher. In den Dörfern finden sich Aufkäufer ein, oder der Krämer des Dorfes besorgt dieses Geschäft. Heuer ist die Ernte ungewöhnlich ergiebig und Eisenbahnen und Dampfer verbreiten ihre Erträge über das ganze Land. Die Heidelbeere wird frisch und eingekocht gegessen, dient getrocknet als das bekannte Arzeneimittel, wird zur Darstellung von Fruchtsäften, mitunter von Branntwein, und in Deutschland vornehmlich zum Färben des Weines verwendet.

In den pennsylvanischen Heidelbeer-Bezirken ist das Einsammeln jener Beeren wegen der größeren Höhe und Rauheit der Berge ein noch mühsameres. Dort ist die Arbeit in Folge der häufigen Gewitter, die ohne vorherige Warnung losbrechen, auch gefährlich. Im vorigen Sommer waren an einem Abhange der Moosic-Berge zwar nicht Urahne, Großmutter, Mutter und Kind, aber doch die letzteren drei „in den Beeren". Ein mächtiges Gewitter brach los, ein vorstehender Felsblock bot Schutz gegen den Regen, aber ein Blitz zuckte aus den Wolken und drei Leben endete ein Schlag.

Geflügelzucht. Der Besitzer eines großen Hühnerhofs in der Nähe von New York empfiehlt Landwirthen, die nicht zu weit von größeren Städten entfernt wohnen, Pferdefleisch als billigstes und vortheilhaftestes Futter für Hühner. Er kauft Pferde, die irgendwie unbrauchbar geworden sind, verkauft die Häute an die Gerbereien, die Köpfe und Hufe an chemische, die starken Knochen an Knopf-Fabriken, die kleinen an Knochenmühlen, das Mark an Apotheker. Das Fleisch und die gereinigten Eingeweide werden in einem großen Kessel mittels Dampf weich gekocht, in einer Hackemaschine zerkleinert, gesalzen und gepfeffert, welches letztere den Hühnern besonders zuträglich ist, und verfüttert. Bei dieser Nahrung legen die Hühner sehr fleißig und denken nie an's Brüten. Nach vier Jahren nimmt ihre Eierproduction ab, sie werden dann allmälig der Fleischnahrung entwöhnt und mit Kartoffeln und Getreide fett gemacht. Ihr Fleisch ist dann zart und weiß und die so gemästeten Hühner werden, nachdem sie gegen 1000 Eier gelegt haben, gut bezahlt.

Holzkohle im Gartenbau. In Europa benutzen nicht bloß Blumen-Gärtner, sondern auch Obstzüchter die Holzkohle zur Düngung des Bodens; es wird natürlich nicht behauptet, daß die Holzkohle befruchtend wirke, denn sie ist eine ganz unveränderliche Substanz und geht selbst unter den günstigsten Umständen nicht in Fäulniß über; sie hält der Verwitterung gegenüber länger Stand, als irgend eines selbst der dauerhaftesten Metalle. Wenn sie sich mit dem Sauerstoff der Luft verbindet, so bildet sie nur Kohlensäure, welche zwar den Pflanzen sehr nützlich ist, aber von denselben aus der Luft in ausreichender Menge bezogen wird. Der Hauptnutzen der Holzkohle besteht in ihrer mechanischen Einwirkung auf den Boden; sie speichert Feuchtigkeit, die befruchtende Beimischungen des Wassers und verschiedene Gasarten, namentlich Ammoniak, auf und giebt solche nach Bedarf an die Pflanzen ab. Ein Faß frischgebrannter Holzkohle absorbirt fast dasselbe Maß Seifenlauge oder flüssigen Dünger, ohne naß zu erscheinen. Die Wurzeln der Pflanzen schlängeln sich an den Stückchen Holzkohle vorbei und nehmen diese sie nährenden Stoffe in ihre Poren auf. Für Topfpflanzen ist die Holzkohle besonders empfehlenswerth, namentlich um manche üble Gerüche zu beseitigen, weiter aber auch für Gartenbeete und Weinstöcke.

Pfirsich-Pflanzungen. In den großen Pfirsich-Pflanzungen Canada's wird nach Mitte Juli keine Anpflanzung mehr gestattet. Im Herbst wird das Land leicht gepflügt, längs den Reihen werden Furchen gezogen, um das Wasser, das sich in der Nähe der Wurzeln sammeln könnte, aufzunehmen. Zur Beförderung der Fruchtbarkeit wird Asche und Stalldünger benützt.

Verschiedenes.

— **Eine interessante Entführungsgeschichte** fand in Lemberg neulich ihren vorläufigen Abschluß. Die 17jährige Tochter des jüdischen Wirthshauspächters Chaim Augenblick, in einem Dorfe bei Brody, verliebte sich in den in derselben Ortschaft lebenden begüterten Landmann Nikolaus Kolynicki und ging mit demselben unter Mitnahme von Effekten aus dem väterlichen Hause durch. Das Pärchen wollte sich nach Lemberg begeben, der Vater des Mädchens setzte indeß den Flüchtigen nach und holte sie in Krasne ein. Da aber das Mädchen sich hartnäckig weigerte, dem Vater zu folgen, setzte derselbe in Gesellschaft des Liebespaares die Reise nach Lemberg fort. Jedoch auch im Coupe wollte es den eifrigsten Bemühungen des Vaters nicht gelingen, seine Tochter umzustimmen und die Zusage zur Rückkehr in das Elternhaus von ihr zu erhalten, selbst dann nicht, als er auf Intervention der Mitreisenden erklärte, die Einwilligung zur Taufe des Mädchens geben zu wollen, falls ihr Geliebter wirklich die ernstliche Absicht habe, sie zu heirathen. In Lemberg angelangt, begab sich die ganze Gesellschaft zum Polizei-Commissariat auf dem Bahnhofe. Dort gelang es dem amtirenden Polizei-Commissär, das Mädchen zu veranlassen, ihrem Vater zu folgen, während ihr Geliebter, nach einem mißlungenen Fluchtversuche, so lange auf dem Commissariate zurückbehalten wurde, bis die Spur des Alten, der sich mit seinem Kinde in einen Gasthof nach der Stadt begeben hatte, verloren war. Beim Scheiden rief Kolynicki dem Juden die Worte zu: „Es wird Euch ja nichts helfen, sie wird schon zu mir zurückkehren!" Den andern Morgen, als der Vater aufwachte, war in der That seine Tochter verschwunden. Vergebens begab er sich nun zur Polizeibehörde, um sein Kind den Händen des Verführers, in die es ohne Zweifel wiederum freiwillig gerathen war, zu entreißen — das flüchtige Pärchen war nicht aufzufinden.

— **Aus Algerien wird der** „Rassegna" geschrieben: „Daß hier Soldaten, ohne etwas Schweres verbrochen zu haben, erschossen werden, gehört nicht zu den Seltenheiten. Nur geben sich die Militär-Commandanten alle Mühe, daß solche Vorkommnisse nicht an die Oeffentlichkeit gelangen. Aber einer höchst grausamen Strafe muß Erwähnung gethan werden, die hier bei den französischen Regimentern, namentlich bei den Turcos und der „Legion etrangere" im Gebrauche steht und die dazu angethan ist, bei allen Menschen, in deren Brust noch ein Herz schlägt, große Entrüstung hervorzurufen. Diese Strafe führt den Namen „Crapaud". Der zu bestrafende Soldat wird mit nacktem Oberleibe, die Hände an den Beinen festgebunden, das Haupt unbedeckt, tagelang der brennenden Sonne Afrika's ausgesetzt und man läßt ihn nur einige Augenblicke zur Menagezeit frei. Der unglückliche Mann kann selbstverständlich nicht lange dem mächtigen Einflusse der heftigen Sonnenstrahlen widerstehen, er fängt zu heulen an...... aber man bindet ihm den Mund gewaltsam zu, damit sein Schmerzensgeschrei die Wände des Kasernenhofes nicht überschreite! Dies sind Thatsachen und es giebt keinen algerischen Soldaten, der diese unerhörte Strafe nicht kennen würde. Unseren unbußfertigen Radikalen, die in Frankreich, weil es jetzt eine Republik ist, die Wiege aller Vollkommenheiten erblicken, widmen wir" — so schreibt das genannte Blatt — „dieses schändliche Factum, unwürdig einer großen Nation, die als Culturnation doch Trägerin einer Civilisation in Afrika sein will."

— **Das unlängst in Paris** aufgetauchte Project einer „Säuglings-Ausstellung" wird nun zur Wirklichkeit werden. Diese Ausstellung ist international, findet im Quartier Latin statt und dauert einen Tag. Der officielle Titel lautet: „Internationale Gesundheits- und Schönheits-Concurrenz." Zugelassen sind alle Kinder im Alter von ein bis drei Jahren. Das Comite der Ausstellung offerirt erstens einen Preis von tausend Francs für das schönste Kind im besten Gesundheitszustand; zweitens einen Preis von fünfhundert Francs für das seinem Alter nach kräftigste Kind; drittens fünf Preise @ hundert Francs für die nächstschönsten und kräftigsten Kinder. Außerdem werden zahlreiche Medaillen an die Eltern, Kinder und Ammen zur Vertheilung gelangen. Die Preisvertheilung erfolgt auf das Gutachten einer Commission von Pariser Aerzten und Künstlern. — Preisgekrönte Säuglinge und Ammen, das war dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten!

— **Zu Zgierz im Bezirke** Lodz ist in deutscher und polnischer Sprache die nachstehende Proklamation verbreitet worden: „In Ansicht dessen, daß das Zentralcomite untilgbare Beweise hat, daß Franz Helscher, Mitglied der Partei „Proletariat" in Zgierz (Russisch-Polen), ohne die geringsten Gründe zu haben, welche ihn entschuldigen könnten, Denunziant wurde, beschloß das Centralcomite am 28. Mai d. J.: 1) um Franz Helscher unschädlich für die Organisation zu machen, 2) um denselben für Verrath zu strafen: a. den genannten Franz Helscher zum Tode zu verurtheilen; b. mit der Vollstreckung des Urtheils das Arbeiterkomite in Zgierz zu beauftragen. Warschau, 28. Mai 1883. Dieses Urtheil wurde am 6. Juni d. J. vollstreckt. Das Zentralcomite. — Proklamation: Genossen! Eine traurige Nachricht theilen wir Euch mit. Wir waren gezwungen, obgleich mit Ekel, uns mit dem Blute unseres Kameraden Franz Helscher, eines Mitgliedes der Organisation in Zgierz, zu beflecken, mit Ekel, wiederholen wir, denn wir sind noch nicht, wie die Regierung bei uns, an gräßliches Blutvergießen gewöhnt. Helscher besaß nicht genug moralische Kraft, um sich den verschiedenen Einflüssen zu widersetzen. Er stellte sein persönliches Interesse über das allgemeine Wohl; er bemühte sich, einige Arbeiter ins Gefängniß zu stürzen und drohte, daß er noch Manchen hinter Schloß und Riegel setzen werde. Wir hatten also zu wählen: entweder einige Genossen zu verlieren oder Helscher unschädlich zu machen. Wir wählten das Letztere, und so ereilte Helscher der Tod, der jeden Verräther treffen soll und muß. Wer den Kampfplatz betritt, weiß recht gut, daß ihm jeden Augenblick die Festung oder die schneebedeckten Flächen Sibiriens drohen. Wer nicht Kraft genug besitzt, um den Kampf auf Leben und Tod auszukämpfen, bleibe lieber bei Seite, denn besser ist es, wir seien schwächer an Zahl, als daß wir Verräther in unserer Mitte haben. Mag also Jeder dessen eingedenk sein, daß den Verräther, welche Gründe auch immer ihn zum Verrath bewegen mögen, ob Angst oder persönliches Interesse, Verräther im Gefängniß oder in der Freiheit, unumgänglich der Tod erwartet. Das Zentralcomite."

— **Großer Unterschied.** — Student A. (zu seinem Freunde B.): Ich bitte Dich um Gotteswillen, nenne mich nicht fortwährend „bemoostes Haupt"; Du machst Dich dadurch geradezu einer Unwahrheit schuldig, da Du doch weißt, daß ich gewöhnlich unheimlich wenig Moos habe.

Modernes Märchen.

Ein reicher Mann hatte drei Söhne. Als er fühlte, daß sein Ende nahe sei, rief er dieselben zu sich und theilte sein ganzes Vermögen unter sie. Nur einen Ring und drei Thaler behielt er und versprach demjenigen den Ring, der einen Thaler am unnützesten ausgäbe. Der Ring aber war mehr werth, als sein ganzes großes Vermögen. Dann gab er jedem Jünglinge einen Thaler, und dieselben entfernten sich. Am Abend aber kamen sie wieder. Da fragte der Vater seine drei Söhne: „Was habt Ihr mit Euren Thalern gemacht?" — Der älteste Sohn sprach: „Ich habe mir ein Lotterieloos gekauft!"

Der Zweite sprach: „Ich gab den Thaler einem Boten, der Geld für eine politische Fraktion sammelte!"

Der Jüngste aber sagte leise: Mich dauerte der schöne, blanke Thaler, ich wollte ihn nicht verschwenden, und deshalb schenkte ich ihn einem Vagabunden, der mich um eine Gabe anfleht!"

Da rief der Vater vergnügt aus: „Dir, mein jüngster Sohn, gebührt der Ring. Denn ein Lotterieloos ist freilich eine sehr unnütze Ausgabe, aber man hat doch noch immer einen Schatten Hoffnung, daß der Thaler sich vertausendfache. Geld für eine politische Gesellschaft herzugeben, ist ebenfalls unnütz, aber es haben doch meistens die Vorsitzenden des Vereins Nutzen von dem Geld. Aber ehe ein Vagabund vom Geld wahren Nutzen habe, eher fiele die Welt in Stücke!"

— **Der kritische Gast.** In einer feineren Restauration des Bezirkes Wieden spielte sich dieser Tage, wie das „W. E.-Bl." erzählt, eine bewegte Scene ab, die im dichtbesetzten Lokale Sensation erregte. Ein elegant gekleideter Mann, beiläufig 40 Jahre alt, soupirte ununterbrochen nahezu eine Stunde lang, wobei nacheinander die auserwähltesten Speisen auf den Tisch kamen. Beim letzten Gange sprang plötzlich der Gast vom Tische auf, begann aufgeregt zu schreien, polterte den Wirth herbei und machte ihm unter einer Fluth von Worten den Vorwurf, daß im „Backhändl" eine Nähnadel steckte, an der er bald erstickt wäre. Durch den Lärm, der das ganze Lokal durchdrang, angelockt, liefen alle Gäste zusammen, die aufgeregt die Exklamationen des Gastes verfolgten, der sich immer tiefer in seinen Zorn hineinredete. Wirth und Kellner wandten alles Mögliche auf, um den Gast ihrer Unschuld zu versichern. Als nichts nützte, sprang der Gast mit den Worten: „Ich hole Polizei!" auf die Gasse. Der Wirth beschäftigte sich noch im Lokale damit, die anderen Gäste seiner Unschuld zu versichern, und der „Gast" hatte Zeit — zu verschwinden. Es kam keine Polizei und nach einer Stunde waren Wirth, Kellner und Köchin der festen Ueberzeugung, daß der kritische Gast den Schwindel blos inscenirt hatte, um mit der theuren Zeche durchzubrennen.

— **Auf der Landpartie.** „Herr Professor, der Witz war wirklich gut: sehen Sie nur, wie die Sonne lacht."

— **In der Hitze des Gefechtes.** „Du bist aber ein herzloser Mann; ich glaube, daß wenn ich gestorben bin, Du nicht einmal mein Grab besuchen wirst." „Erst versuch's, dann kannst red'n."

— **Ein Folterwerkzeug.** — Lehrer: „Ich habe Euch neulich von den Folterwerkzeugen des Mittelalters erzählt, welche Gott sei Dank in unserer heutigen aufgeklärten Zeit nicht mehr denkbar wären. Nun, Lieschen, Du schüttelst ja den Kopf. Du glaubst mir wohl nicht?"

Lieschen: „Mir hat ja erst gestern mein Papa auf unserm Hof solch ein Folterwerkzeug gezeigt. Er sagte noch, daß es den Mitmenschen viele Qualen bereitet!"

Lehrer: „Ei, ei, was war denn das?"

Lieschen: „Ein Leierkasten!"

Werner.

— **Auch eine Ausrede.** — Gast: „Jetzt esse ich schon vierzehn Tage hier, und immer giebt's dieselben Gerichte. Woran liegt denn das?"

Kellner: „Daran ist der Lithograph Schuld, Ew. Gnaden, der hat die Speiskarte halt nit anders gemacht!"

Werner.

— **Ohne Storch eingerückt.** — Stammgast (zu einem anderen, der eben eintritt): „Sie kommen ja heut so spät, Herr Aktuar?"

Aktuar: „Ich hab' zu Haus eine große Freude gehabt. Bei mir ist ein Töchterchen angekommen!"

Stammgast: „Machen Sie keinen Scherz! Ich denke, Sie sind Wittwer? wo kommt da plötzlich das Kind her?"

Aktuar: „Aus der Pension in Neustadt!"

Werner.

— **Ein Meister seines Handwerkes.** — Lehmann: „Weeßt Du, Meier, diesmal hast Du Deine Sache doch sehr dumm angefangen, daß sie Dir erwischt haben."

Meier: „Im Gegentheil. Ick habe es sehr schlau angestellt. Der Herr Staatsanwalt meinte ja selbst, es sei ein sehr ausjezeichneter Diebstahl gewesen!"

Werner.

— **Noch zu gut.** Mann: „Emilie, die Orangen sind ja nicht mehr frisch — gib sie doch der Gouvernannte!" — Frau: „Aber, Mann, dazu sind sie doch noch zu gut!"

— **Ermahnung.** — Karl (zu seiner Gouvernante): „.....Ich weiß nicht, wozu Sie Ihre Befehle wiederholen. Sie wissen ja so, wenn ich auf's erste Wort nicht folge, so folge ich überhaupt nicht!"

— **Schwer zu entscheiden.** — Hausknecht: „Hm, der Wirth sagt, ich sei ein Rindvieh, und der Herr Graf, ich wär' ein Esel. Da muß doch Einer von Beiden Unrecht haben. Aber welcher?"

— **Gedankensplitter.** — Ein verliebtes Herz ist im Himmel oder in der Hölle; die Erde ist nur seine Zwischenstation.

— **Selbstkenntniß.** „Das weiß ich, wenn ich einmal heirathe, so ein gefährliches Stubenmädel nehm' ich mir nicht, wie ich eines bin!"

— **Ueberall dasselbe.** Bauer: „I' wär' scho' z'frieden, gnä' Frau, — wenn i' nur kei' gar so bös' Weib hätt'!" — Dame: „Merkwürdig, auf dem Lande haben sie jetzt auch Alles, wie in der Stadt."

— **Meisters Abschied.** Schuster: „Leb' wohl, Frau, in acht Tagen bin ich wieder zu Hause. Schau' auf's G'schäft und beutle mir die Lehrbuben alle Tag' ordentlich durch!"

— **Aufrichtig.** Herr: „Fräulein Emma, Sie haben wunderbar schöne Arme." — Dame: „Ich habe deßhalb auch Harfenunterricht genommen, damit sie noch besser zur Geltung kommen!"

— **Undeutlich.** — Amtsrichter: „Daß die Gemeindeämter doch immer einen so undeutlichen Styl anwenden! In der Qualifikationstabelle des Nachtwächters heißt es, daß er seine Frau bei Lebzeiten fast täglich geprügelt hat. Jetzt weiß man nicht, wer hat gelebt, — er, oder seine Frau?"

— **Einflußreich.** „Warum wird denn dieser Gemeinderath Schläule gar so viel umworben?" — „O, der ist gar einflußreich. Der hat zwei Stimmen!" — „Wie so?" — „Ja, wissen Sie, er hat im Gemeinderath einen dummen Kerl zum Nachbar — der stimmt immer mit ihm!"